Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 302

Rubrik: Perspektiven

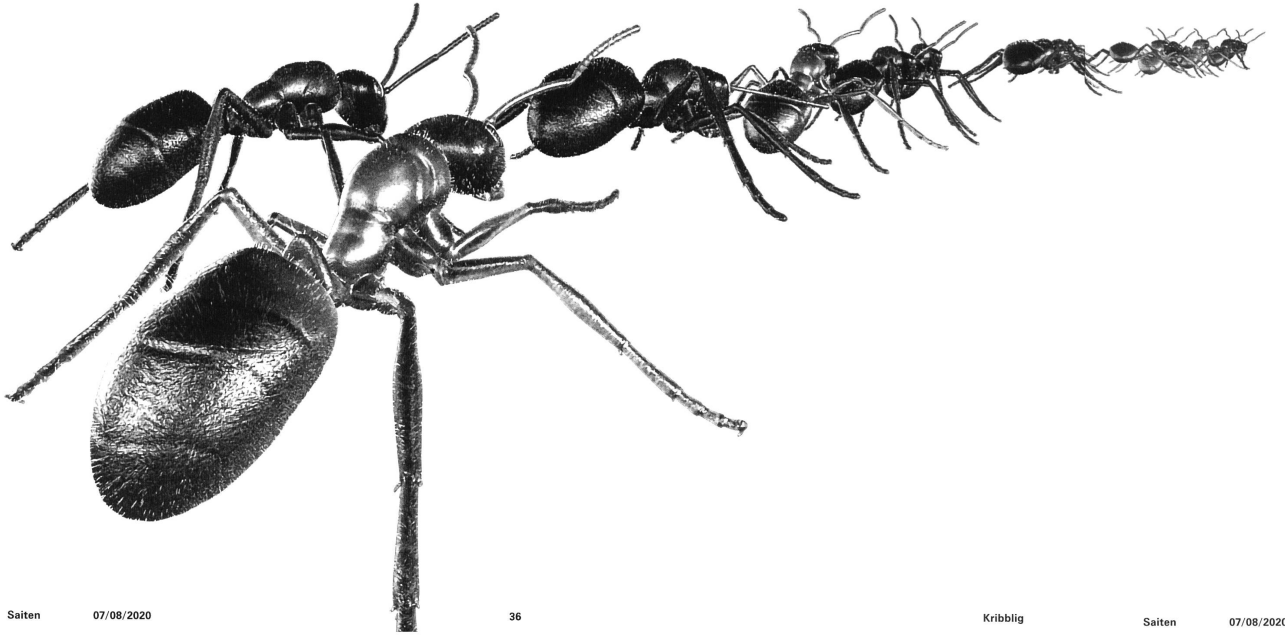
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



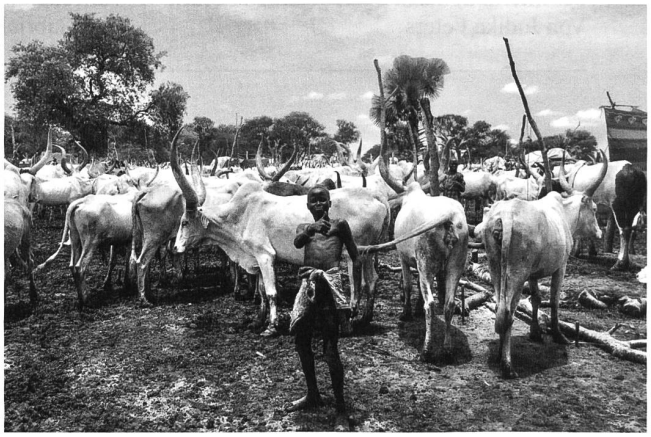
Perspektiven

Cattle Keepers: Flaschenpost aus Südsudan, dem jüngsten Mitglied der internationalen Staatengemeinschaft. Von Judika Peters 38

Spirit of Adventure: Nelly Näfs Tagebuch über einen Trip 1974 im Bus von Lausanne via Teheran und Kabul nach Singapur. Von Gabriele Barbey 40

Black Lives Matter: Was George Floyd mit meiner toten weissen Grossmutter zu tun hat. Von Daniel Meister 44

CATTLE KEEPERS: WÄCHTER



Wir sitzen unter einem Baum in der Dorfmitte, im Norden des Lakes State, mitten im Südsudan. In der beginnenden Trockenzeit ist es schon vormittags heiss. In den nächsten Monaten wird es nicht mehr regnen. Wir sprechen mit dem Chief des Dorfes. Neben ihm, aufgereiht nach Rang und Position, die Sub-Chiefs, Clanälteren, Behördenvertreter. Vor ein paar Tagen gab es bewaffnete Zusammenstösse zwischen zwei benachbarten Clans. Über Hundert wurden verletzt und Dutzende getötet, eine Vielzahl von Kühen geraubt.

Wir sind im Dorf, um die über 25 Schwerverwundeten zu evakuieren. Das staatliche Krankenhaus ist zwei Tagesmärsche entfernt, doch auch dort können schwere Schussverletzungen nicht versorgt werden. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) bringt diese Verwundeten daher per Flugzeug in die Hauptstadt Juba. Ein Strassentransport wäre zu unsicher.

Der Chief will eine weitere Gewalteskalation verhindern. Doch die Zeiten, in denen die Ältesten das letzte Wort haben, sind vorbei. Der Chief hofft, dass die Behörden Soldaten herschicken. Aber der Weg bis zur nächsten stationierten kleinen Einheit ist weit und Diesel für den Truppentransport selten vorhanden.

Ein brüchiger Frieden

In Europa kennt man den Südsudan vor allem als jüngstes Land der Welt, oft assoziiert mit Gewalt und Krieg. Schon mit der Unabhängigkeit des Sudans von Grossbritannien 1957 kommt es zu Spannungen zwischen dem arabisch-islamischen Norden und dem afrikanisch-christlichen Süden, der Autonomie fordert. Als in den 1970er-Jahren im südlichen Sudan Öl entdeckt wird, wird aufgerüstet. Im Hintergrund mischen die Grossmächte des Kalten Kriegs mit. Die Unabhängigkeitsbewegung, ein Bund verschiedener Ethnien, erstarkt insbesondere während der blutigsten Konflikte in den 80er- und 90er-Jahren.

2005 wird auf internationalen Druck hin ein Friedensvertrag ausgehandelt. Nach einem Unabhängigkeitsreferendum wird der Südsudan 2011 jüngstes Mitglied der internationalen Staatengemeinschaft. Doch die südsudanesischen Eliten sind so zerstritten, dass die junge Nation 2013 erneut in Gewalt versinkt. Der Konflikt verläuft entlang ethnischer Linien. Dahinter stecken aber die Machtansprüche der Eliten und ein bitterer Kampf um die knappen Ressourcen, der durch die länger werdenden Dürreperioden noch akzentuiert wird: Es geht um Öl, Land, Wasser und nicht zuletzt um Kühe, die zugleich Lebensgrundlage und Symbol politischer Macht sind. 380'000 Menschen sind dem Bürgerkrieg seit 2013 zum Opfer gefallen, 2 Millionen fliehen ins Ausland, 1,5 Millionen werden zu Vertriebenen im eigenen Land. 2018 gelingt es, ein Friedensabkommen auszuhandeln.

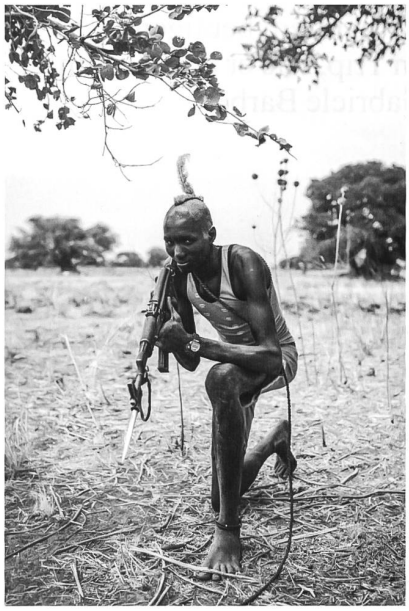
Es ist ein brüchiger Frieden. Zwar schweigen die Waffen zwischen der südsudanesischen Regierung und den Oppositionsgruppen, doch die Konflikte unter den Stämmen dauern an. Erst letzten Monat kamen bei einem Zusammenstoss über 300 Leute ums Leben. Die Ressourcenknappheit ist im Südsudan lebensbedrohlich und entsprechend ein zentraler Konflikttreiber. Über 6 Millionen Menschen, die Hälfte der Bevölkerung, sind mangelernährt. In einem Umfeld quasi inexistenter staatlicher Strukturen, sind die ethnisch basierten Institutionen – die Stämme und deren Clans – die zentralen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Pfeiler.

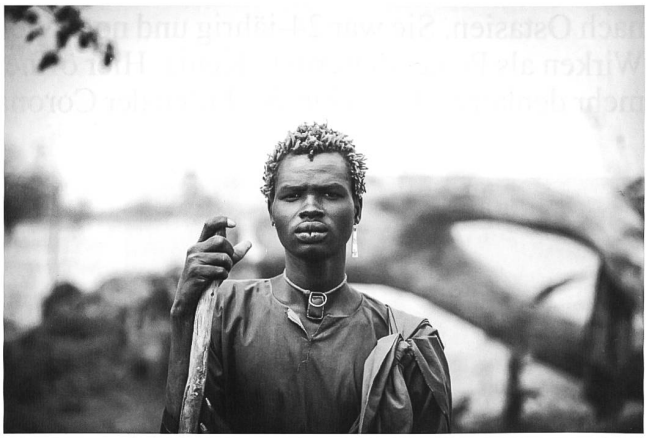
Kühe als Währung

Kühe sind im Südsudan Lebensgrundlage, Statussymbol und Zahlungsmittel. Wird geheiratet, gekauft, gebaut, gestorben: Immer wechseln Kühe die Hand. Kinder werden nach deren Fellfarben benannt, Lieder besingen die Form der Hörner. Entschädigungen sind in Kühen zu entrichten. Ein Mann ohne Kühe ist kein Mann, weil er nicht heiraten und die Familienlinie fortführen kann. Anzahl und Schönheit der Kühe verleihen dem Besitzer Einfluss und Ansehen. In einem Land mit chronischer Inflation sind Kühe die härteste Währung.

Auf der Fahrt zum Cattle Camp eines lokalen Stammes bleiben unsere Landcruiser mehrmals im roten Lehm stecken. Befestigte Hauptstrassen gibt es im Südsudan nur eine Handvoll, und nur an wenigen Stellen sind sie asphaltiert. Neben der Strasse schimmert das Wasser zwischen den Grasbüscheln. Während der Regenzeit dehnen sich die Wasserläufe über das flache Buschland aus, bis die Dörfer zu kleinen Inseln werden. Darum lebt ein Grossteil der Südsudanesen halbnomadisch. In der Regenzeit wird auf erhöhten Gebieten Hirse und Gemüse angebaut; in der Trockenzeit wandern die Leute mit ihren Herden dem schwindenden Wasser nach. Zog früher das ganze Dorf mit, sind es heute vor allem die jungen Männer, die die Kühe begleiten und in den Cattle Camps wohnen.

DER SÜDSUDANESISCHEN WÄHRUNG





In einem der Camps wollen wir die anstehende Impfkampagne besprechen. Das IKRK impft die Herden konfliktbetroffener Gemeinden gegen die landläufigsten Krankheiten, um die Lebensgrundlage der Bevölkerung zu sichern. Gleichzeitig wollen wir über humanitäre Prinzipien in Konfliktsituationen reden.

Die jungen Männer warten im Schatten eines grossen Niembaums auf uns. Die Kühe grasen, das Camp ist um diese Tageszeit fast leer. Die Gewehre – alte Kalaschnikows mit Holzgriff und ein paar neuere chinesische Modelle – sind während des Gesprächs an einen Baum gelehnt. Kinder sammeln Dung zum Trocknen und ebnen von Hand die zertrampelte Erde, um die Bildung von Tümpeln zu vermeiden. Stehendes Wasser schadet den Hufen der Tiere. Dungfeuer sollen Insekten fernhalten. Abends werden hier bis zu 1000 Kühe in das Gehege aus Buschwerk getrieben. Einige Cattle Keepers tragen indigoblaue Hirten-Hemden, andere ausgebleichte Fussballshirts europäischer Klubs.

Es braucht etwas Überwindung, über die Clan-Konflikte zu sprechen. Es gibt kaum staatliche Ordnungskräfte, die das geltende Waffenverbot durchsetzen und die Sicherheit der Bevölkerung abseits der Zentren sicherstellen könnten. So bewachen die Cattle Keepers ihre Herden und Dörfer mit den eigenen Waffen. In den Jahrzehnten voller Konflikte haben die alten Kodexe zwischen den Stämmen ihre Bedeutung verloren. Warlords rüsteten die Cattle Keepers mit modernen Waffen auf. Die milizähnlichen Gruppierungen wurden seit den Friedensbemühungen jedoch nur teilweise entwaffnet. Sie sollen weiterhin den Interessen der Eliten dienen, die eher dem Reichtum des eigenen Clans als dem Wohlergehen der Gesamtheit gelten. Wer es schafft, von den vermehrt fliessenden Öl-Geldern zu profitieren, vergrössert seine Herden und lässt sie von Bewaffneten beschützen.

Vom neuen Öl-Geld haben die jungen Männer im Cattle Camp nicht viel. Das Gros der Herde gehört ein paar Wenigen. Kommt Vieh abhanden, müssen es die jungen Cattle Keepers ersetzen. Was nicht selten heisst, dass sie verfeindeten Stämmen ein paar Tiere abjagen. Zudem müssen sie ihren eigenen Kuhbestand erweitern, wenn sie Chancen auf dem Heiratsmarkt haben wollen.

Die Männer beklagen sich über die Brautpreise, die in den vergangenen Jahren enorm angestiegen seien. War man früher mit rund 30 Kühen im Geschäft, sind es heute oft 80 bis 150. Das können sich aber nur Wenige leisten. Für eine Kuh bezahlt man rund 500 Dollar oder eine Kalaschnikow. Die Vermögensschere klafft immer weiter auseinander.

Dringend nötiger Generationenwechsel

Wir sitzen in einem kleinen Restaurant in Rumbek, Hauptort im Lakes State. Bier und gegrillte Ziege werden serviert. Wenn die Hitze gegen Abend nachlässt, sind entlang der Hauptstrasse viele Leute unterwegs. In den Schlaglöchern faulenzen Ziegen und Hunde, ein paar Jungs spielen Fussball in der Abendsonne.

Ich spreche mit einem südsudanesischen Kollegen einer NGO. Wie viele seines Alters ist er als Kind zu Fuss aus dem Land geflohen, um in einem der Flüchtlingscamps in Äthiopien, Kenya oder Uganda zu landen. Er bekam die Möglichkeit, in Australien zur Schule zu gehen. Vor ein paar Jahren kehrte er zurück, um den Wiederaufbau seiner Heimat zu unterstützen.

Trotz der Jahre im Ausland ist er in der südsudanesischen Kultur verwurzelt, hat aber wie viele seiner Generation zugleich auch eine neue Perspektive entwickelt. Er hält die Unabhängigkeit hoch, kritisiert aber, dass seit 40 Jahren ein kleiner Zirkel die Macht unter sich aufteilt. Er glaubt, dass nur ein Generationenwechsel wirklich Veränderungen bringen kann.

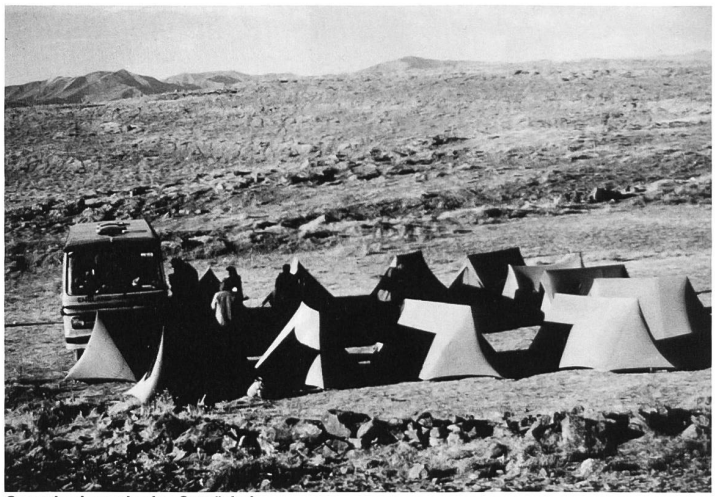
Der Südsudan war bis vor Kurzem weder Kultur- noch Willensnation. Ein neues, gemeinsames Selbstverständnis muss sich erst entwickeln. Mein Kollege glaubt nicht, dass dies unter der Führung der ehemaligen Warlords möglich ist. Er träumt von einem Land, in dem alle von den Ressourcen profitieren können, mit einer Führung, die das Gemeinwohl an erste Stelle stellt, und einer Regierung, die der Bevölkerung etwas bieten kann, statt sie dem täglichen Überlebenskampf, dem Hunger und der Gewalt zu überlassen. Er hofft, dass der Waffenstillstand auf nationaler Ebene mehr Stabilität und damit wirtschaftliche Möglichkeiten bringt, so dass der nachlassende Ressourcendruck Schritt für Schritt auch auf kommunaler Ebene Konfliktlösungen bringen kann.

Judika Peters, 1985, aus St.Gallen, arbeitet seit 2017 beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK). Bis Februar 2020 leitete sie das IKRK-Büro in Rumbek, Südsudan.

«SPIRIT OF ADVENTURE» GARANTIERT

Im Bus von Lausanne via Teheran und Kabul nach Singapur: So reiste Nelly Näf aus Urnäsch 1974 nach Ostasien. Sie war 24-jährig und noch viele Reisen und Jahre entfernt von ihrem heutigen Wirken als Projektleiterin in Kenia. Hier öffnet sie ihr Tagebuch über einen Trip, wie er heute kaum mehr denkbar ist – und in der Folge der Coronakrise erst recht nicht. Von Gabriele Barbey

Die Daisy-Busreisenden im Süden Thailands.


Campinglager in der Osttürkei.

Ihr Reisebericht ist ein dickes Spiralheft mit packpapierbraunem Deckblatt. Darin geht es um den Einstieg in ihr Leben als Weltenbummlerin. «Zwar war es eine Gruppenreise, aber was für eine», sagt Nelly Näf. Der englische Reiseorganisator «Asiaman, overland expeditions» weist auf dem Anmeldeformular für die Teilnehmenden darauf hin, dass die Reise streckenweise unkomfortabel, heiss und staubig sein werde, dass es äusserst wichtig sei «that you enter into the spirit of adventure which the trip warrants». Liest man darauf Näfs Tagebuch, das sie minutiös während 150 Tagen führte, wird klar: Abenteuergeist ist das A und O, da hat der Organisator nicht übertrieben!

Während der ganzen Reise macht Näf Handnotizen, oder sie tippt auf einer ausgeliehenen Schreibmaschine auf dünnes Luftpostpapier, vom 24. September 1974 bis zum 16. Februar 1975 fast täglich. Zusätzlich schreibt sie regelmässig Briefe ins Elternhaus im Toggenburg. Zurückgekehrt in die Schweiz, habe sie sofort alles zum erwähnten Bericht verarbeitet: «Es ist ein echtes Tagebuch.»

Bauerntochter mit Verwaltungslehre

Als ältestes von drei Geschwistern 1950 geboren, wuchs Nelly Näf die ersten sechs Jahre in Urnäsch auf, wo sie bis heute ein vom Grossvater erworbenes Bauernhaus besitzt. Ihre Eltern betrieben Milchwirtschaft, der recht abgelegene Hof im Tell wurde aber für die Familie zu klein. Sie fand eine Liegenschaft im toggenburgischen Unterrindal, Gemeinde Lütisburg. So zügelte man 1956 mit Kühen, Schweinen, Kindern, Katzen, Hühnern und einem VW-Käfer ins untere Toggenburg. Die Kinder arbeiteten selbstverständlich auf dem Hof mit, Nelly vor allem im Haushalt. Seit kurzem hat Näf ihre ständige Wohnadresse wieder dorthin verlegt, kann sich aber nicht von ihrem Haus in Urnäsch trennen.

Das Schulkind Nelly spürte den Unterschied zwischen dem reformierten Ausserrhoden und dem katholisch geprägten unteren Toggenburg stark. Schon früh wollte Nelly Lehrerin werden, die Noten in der dritten Klasse der Sekundarschule waren aber plötzlich nicht mehr so gut wie vorher: Der eine Lehrer und katholische Priester pflegte seinen Schülerinnen über die Schultern ins Heft zu schauen und kam ihnen dabei sehr, sehr nahe. Da sagte Nelly einmal laut Nein, das möge sie nicht, was sich prompt aufs Zeugnis ausgewirkt habe. Bei einem anderen Lehrer sei der zusätzlich nötige Geometrie-Unterricht für die Prüfung ins Lehrerinnenseminar sehr nachlässig gewesen; der Lehrer habe immer wieder verächtliche Bemerkungen über Mädchen und Geometrie gemacht.

Diese Umstände bewirkten, dass Nelly den Berufswunsch Lehrerin fallen liess. Die Mutter konnte ihre älteste Tochter von einer Lehre bei der Gemeindeverwaltung Lütisburg überzeugen, eine kaufmännische Ausbildung sei doch eine solide Grundlage für alles Weitere. Das habe sich bewährt. Näf wird sich später in Personalmanagement weiterbilden, ihr letzter Berufsschritt in der Schweiz: Leiterin des neu geschaffenen Personalamts des Kantons Appenzell Ausserrhoden (2000 bis 2007).

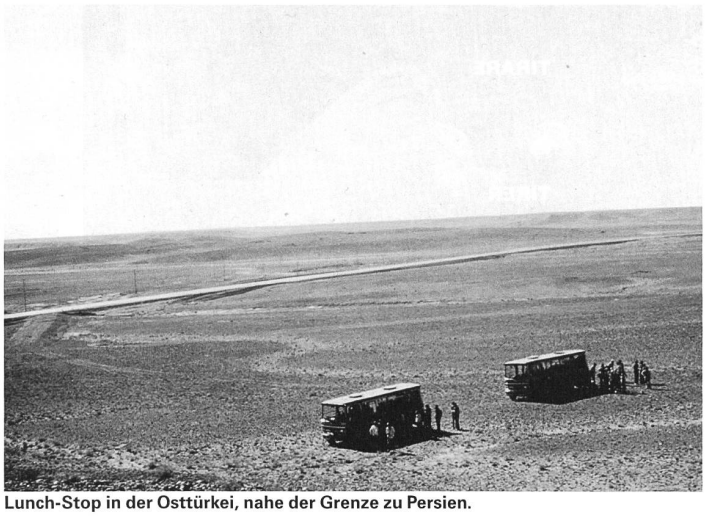
Aber zurück in die frühen 70er-Jahre, wo Näf «aus der Enge ausbrechen» will: also in Lausanne Französisch lernen, arbeiten, dann in Bournemouth einen Lehrgang für englische Sprache und Sekretariat absolvieren, wieder Geld verdienen – um nachher zu reisen, und zwar richtig!

Der Fahrer, Typ Rübezahl, nennt seinen Bus Daisy

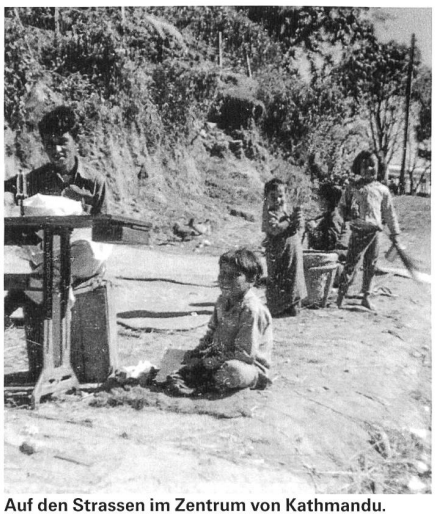
Ende September 1974, Lausanne: Nelly Näf steigt in den Reisebus der englischen Firma Hughes Overland Ltd, einen gelb-schwarzen Mercedes, genannt Daisy. Der Busfahrer heisst Geoff, stammt aus Rhodesien, ist stämmig, rothaarig, mit Vollbart, trinkt und flucht viel. Sich seinen Fahrkünsten anvertrauen (diese schrecklichen Schluchten in Kaschmir!), sich seinen Launen nicht ausliefern, einen möglichst eigenen Weg innerhalb der Gruppe finden – das ist eine Kunst, die Näf in den folgenden Wochen lernt.

Sie ist auf dieser Reise unterwegs mit ihrem Freund und heutigen Lebenspartner Hans Lorenz, Radio- und TV-Elektriker, beweist aber in ihrem Tagebuch immer wieder ihre Selbständigkeit. Beide haben in ihren noch kurzen Berufsleben gerade genug Geld verdient, um sich Reisen aus eigener Tasche leisten zu können; anders als manche Rucksacktouristen, die oft studieren und finanziell teilweise von den Eltern abhängig sind.

Die Busreisenden in der Daisy fahren also zusammen von England via die Schweiz nach Italien, verschiffen in Brindisi nach



Lunch-Stop in der Osttürkei, nahe der Grenze zu Persien.



Auf den Strassen im Zentrum von Kathmandu.

Griechenland, fahren durch die Türkei, Iran, Afghanistan, Pakistan nach Indien. Vom südindischen Madras gehts per Schiff auf die malaysische Halbinsel und schliesslich nach Singapur. Von dort werden Näf und Lorenz alleine nach Java und Bali weiterreisen.

Keine Route für Zimperliche! So schreibt Näf zum Beispiel, wie sie in Pakistan einen traumhaft schönen Sonnenaufgang erlebt – und dann das: Geoff, der Busfahrer, führt sich unmöglich und überheblich auf, man verweigert ihm an einer Tankstelle, Benzin zu tanken, er beschimpft die Leute als «bloody pigs», die noch schlimmer seien als die Schwarzen daheim in Rhodesien. Und schon hört Näf neben ihrem Kopf etwas dumpf aufschlagen, ein Stein hat das Busfenster zertrümmert. Draussen rennen Schulbuben davon, Erwachsene schauen unschuldig. Das Fenster stopfen die Reisenden vorerst notdürftig mit einer Wolldecke.

Kurz nach Rawalpindi folgen Reifenpannen. Laut Tagebuch bleibt Näf gelassen, sie mag sich nicht mit den anderen über Pakistan aufregen. Ein anderes Dauerthema ist natürlich die Verpflegung, die im Bus von jeweils abwechselnden Kochteams organisiert werden muss. Immer mal wieder fühlt sich jemand «hundselend». Ein Mitreisender, bei dem Gelbsucht diagnostiziert wird, muss den Trip abbrechen. Der Partnerbus, der gleichzeitig mit Bus Daisy von Europa nach Asien unterwegs ist, verunfallt Ende November auf einer Talfahrt in Nepal, wobei eine Neuseeländerin stirbt, andere leicht verletzt werden und der Bus als Wrack liegen bleibt.

Honigbrote statt Zigaretten?

Zurück in die Osttürkei, wo die Busreisenden Ende Oktober wenige Kilometer vor der persischen Grenze ihr Zeltlager aufgeschlagen haben. Näf schildert folgende Szene: «Magere Hirten, in Lumpen und Plastikschuhen schnüffeln neugierig um den Bus. Die Schafe weiden in einiger Entfernung. Beim Einpacken wollen die etwa zehnjährigen Buben mit ihren schmutzigen Händen uns unbedingt behilflich sein. Immer wieder fragen sie nach Zigaretten.» Nun zeigt sich Näfs erzieherische Ader: «Wir streichen den armen Kerlchen Honigbrote, die sie schnell in der Westentasche verschwinden lassen. Eifrig untersuchen sie unseren Abfall … ». Aber Busfahrer Geoff lässt Näfs pädagogische Absicht ins Leere laufen: Er tauscht – durch Erfahrung gewieft – seine Zigaretten gegen eine Steinschleuder der Buben ein.

Bald danach passiert die Gruppe die Grenze zu Persien. Der Begriff «Iran» erscheint in Näfs Tagebuch nie; «Persien» ist in den 1970er-Jahren in Europa immer noch die gängige Bezeichnung für den Staat mit Schah Reza Pahlavi an der Spitze, der exakt in diesen Tagen seinen 55. Geburtstag feiern lässt, wie Näf in einem Brief an die Eltern erwähnt. Gröbere Zwischenfälle auf der Route von Teheran nach Kabul über Lahore nach Kaschmir beschreibt sie kaum, immerhin eine notorisch unruhige Zone zwischen Iran, Hindukusch und westlicher Himalaja-Region. Es ist die Rede von gelegentlichen Strassensperren, sehr langen Wartekolonnen von Lastwagen und Kleinbussen mit europäischen Touristen, manche auf der Suche nach dem transzendenten Glück.

Über spontane Begegnungen mit hilfsbereiten Menschen freut sich Näf immer wieder: In Teheran sind sie und ihr Freund unterwegs auf der – vergeblichen – Suche nach der Büroadresse einer Kollegin aus Nellys Zeit in England. Wegen der Geburtstagsfeierlichkeiten des Schahs ist aber alles geschlossen, es ist bereits dunkel und weit und breit keine Rückfahrmöglichkeit zum Bus-Camp, das ausserhalb der Stadt liegt. Da lädt sie ein junger, Englisch sprechender Iraner ein, in seinem traditionellen Zuhause zu übernachten – es folgt ein kurzes, intensives Eintauchen in die Gastfreundschaft einer Teheraner Grossfamilie, ein Glück! Dass sich die Busgruppe auf dem Camp Sorgen macht, wird in Kauf genommen.

(Kein) Stoff in Kabul

Viel Raum gibt Näf dem Besuch in Kabul, wo ihnen fast ausschliesslich Männer begegnen, sie in einem Teehaus die einzige Frau ist, wo sie zufällig auf schwarze Cadillacs treffen, worin sich der amerikanische Aussenminister Henry Kissinger befinde. Und schon werden sie von bewaffneten Polizisten weggejagt. Ein kurzes Aufblitzen von Weltpolitik, in einer Zeit, in der der Krieg zwischen Nord- und Südvietnam noch andauert.

Weitaus stärker als der rote Teppich für Kissinger beeindruckt Näf die kunsthistorische Sammlung im Nationalmuseum von Ka-

www.viegener.ch

viegener optik

museum im lagerhaus.
stiftung für schweizerische **naive kunst**
und **art brut.**

bis 5. Juli 2020
Kunst im Ausnahmezustand
145 kreative Statements aus den ersten Monaten mit Corona

ÜberMÜTTER: mit Werken von Maria Rolly, Berta Balzli, Adelheid Duvanel u.a.
Linda Naeff, Matricule II.
1. September – 15. November 2020
Vernissage: 31. August 2020

Weitere Informationen und aktuelle Öffnungszeiten finden Sie unter: www.museumimlagerhaus.ch

Di bis Fr 14.00 – 18.00 Uhr | Sa und So 12.00 – 17.00 Uhr
Davidstrasse 44 | CH-9000 St.Gallen
T +41 71 223 58 57 | www.museumimlagerhaus.ch
www.facebook.com/MuseumImLagerhaus
www.instagram.com/museumimlagerhaus/

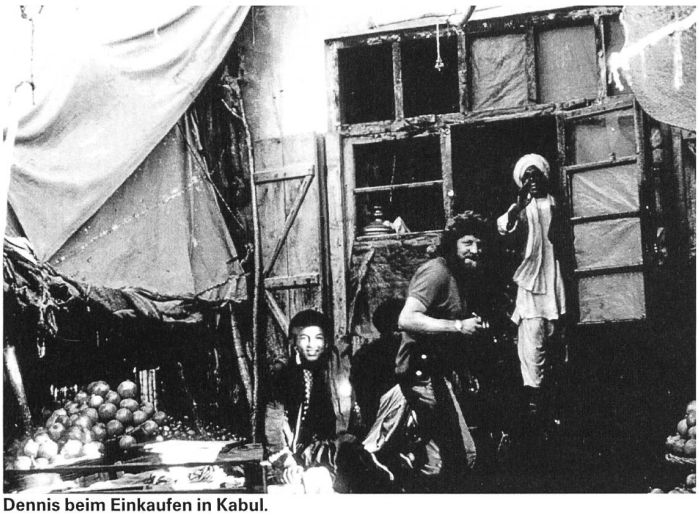
FÜR JEDEN DAS PASSENDE BUCH!

Kommen Sie vorbei und lassen Sie sich inspirieren.

Rösslitor Bücher
Marktgasse / Spitalgasse 4, 9004 St. Gallen

orell. füssli Rösslitor

Immer wieder den Daisy-Bus vollpacken, hier in Madras, Südindien, im Dezember 1974.



Dennis beim Einkaufen in Kabul.

bul. Und vor allem der spontane Besuch eines Restaurants im staatlichen Hotel Inter-Continental, wo sie und ein paar Kollegen das mehrgängige, internationale Essen auf weissen, gestärkten Tischtüchern bestellen. Luxuriös und preiswert, und alles genossen in Jeans und T-Shirts. Zum Schluss bietet der Gerant ihnen heimlich auch noch «Stoff» an, aber wegen zu grossen Mengen sei nichts aus dem Geschäft geworden.

Sie bewegen sich also einerseits in einem Afghanistan als Puffer internationaler Politik zwischen der Sowjetunion und der westlichen Welt und anderseits einem Land als «Dorado für Drogensüchtige». Letzteres schade dem Ansehen der Europäer sehr, so Näf in ihrem Tagebuch Anfang November. Hippies treffen sie eher wenige in Kabul, die würden ja bekanntlich den Winter in Goa an Indiens Südwestküste verbringen, schreibt sie.

Die ausführliche Passage über Kabul als Touristendestination 1974, «wo die stolzen, hochgewachsenen Männer jede Europäerin mit geilen Blicken verfolgen», liest frau als Leserin 2020 zweimal. Und zur Szene im Hotel Inter-Continental meint Näf heute: Ja, dieses Hotel galt und gelte als internationaler Hotspot in Kabul, das habe sie erst später erfahren – und sie erwähnt den Taliban-Anschlag auf das Inter-Continental von 2018, wo mehr als 40 Personen getötet wurden.

Mit Koffer unter Rucksacktouristen

«Hurra, wir sind in Indien. Mein Herz beginnt höher zu schlagen», notiert Näf am 6. November 1974. Als Folge der Beatles-Reise 1968 in einen nordindischen Pilgerort herrscht hohe Zeit für Indientrips von jungen Leuten aus Europa und Nordamerika; Näf erwähnt die vielen Schweizer im VW-Bus, die vielen Rucksacktramper, ob echte Hippies oder nicht. Sie und ihre Reisegefährten hingegen sind unterwegs mit den unterschiedlichsten Gepäckstücken (Nellys roter Koffer!), die irgendwie im Bus verstaut werden müssen. Sie haben zum Beispiel eine Gitarre dabei, eine Schreib- und eine Rechenmaschine, von all den noch nicht digitalen Fotoausrüstungen abgesehen, von denen sie auch mal Teile zu einem guten Preis verkaufen. Es werden natürlich auch Souvenirs erworben, so ein anatolischer Teppich, den Näf an der türkisch-persischen Grenze spontan einem «sympathischen Typ» aus dem deutschen Freiburg zum Transport in die Schweiz mitgibt.

Von Kaschmir führt die Route über Delhi nach Katmandu, von dort Richtung Süden durch den indischen Subkontinent bis Madras, wo für die malaysische Insel Penang eingeschifft wird, weiter Richtung Norden nach Bangkok. Dann wieder südwärts nach Singapur, wo die Daisy-Busreise mit Chauffeur Geoff offiziell endet. Nun reisen alle individuell weiter.

Am Neujahrstag 1975, soeben auf dem Flughafen von Jakarta gelandet, vermerkt Näf: «Wir mit unserem Koffer machen den seriösen Eindruck reicher Touristen und haben somit keine Schwierigkeiten bei Pass- und Zollkontrolle, im Gegensatz zu den Rucksacktrampern, die alles öffnen und präsentieren müssen.»

In Jakarta verkaufen sie die Rechenmaschine, um so die Finanzen für die Weiterreise nach Java und Bali aufzupolieren. Seit Singapur sind sie ja allein unterwegs. Natürlich gilt es auch immer wieder, um überrissene Preise zu feilschen. Aber Näf kann die oft gezeigte Abneigung gegenüber weissen Touristen gut nachvollziehen, sie stellt sich vor, was die Einheimischen denken: «Diese dummen reichen Touristen, die nicht einmal unsere Sprache sprechen, sollen die nur bezahlen ...». Dies die Skrupel einer jungen Schweizer Touristin der 1970er-Jahre, die sich viele Reisen und Jahre später in der Entwicklungszusammenarbeit weiterbilden und engagieren wird. Aber es ist erst Ende Januar 1975: Näf und ihr Freund mieten ein Motorrad und erkunden Bali, bei jedem Wetter und auch auf Schotterwegen. «Jede Kurve verbirgt eine neue Überraschung.»

Nelly Näf hat ihre Reisen in dieser vordigitalen Zeit über die Jahre hinweg dokumentiert: aus der Sicht der jungen, Freiheit suchenden Frau, dann der risikofreudigen, gewieften Touristin, die auch mal einen PR-Artikel über die «meisterhafte» Wüstentauglichkeit ihres Subaru schreibt, schliesslich der erfahrenen, teamorientierten Projektbetreuerin in Nairobis Slum Kibera – aber das ist eine andere Geschichte.

Bilder: Privatarchiv Nelly Näf

WAS GEORGE FLOYD MIT MEINER TOTEN WEISSEN GROSSMUTTER ZU TUN HAT

Von Daniel Meister

Vor ein paar Jahren lag meine Grossmutter im Sterben. Es war der Morgen vor Heiligabend, als ich das letzte Mal zu ihr unterwegs war. Ich wusste, dass ich sie danach wahrscheinlich nie mehr sehen würde, denn in den Wochen zuvor hatte sich ihr Gesundheitszustand dramatisch verschlechtert. Also reiste ich etwas ängstlich und im Bewusstsein einer gewissen Endgültigkeit von Zürich nach Basel, wo sich ihr Pflegeheim befand.

Mir ist noch in Erinnerung, dass es aussergewöhnlich warm war für die Jahreszeit, mit tiefliegenden Wolken, durch die gelegentlich die Sonne brach, und dass meine Gedanken ständig um Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse mit Grossmutter kreisten und meine Gefühle von dieser hilflosen Traurigkeit bestimmt wurden, die sich über alles legt, wenn einem bewusst wird, dass man bald einen geliebten Menschen verlieren wird. Und daran, dass mich, während ich im Zug nach Basel sass, plötzlich diese Angst davor befiel, dass Grossmutter reden und dabei etwas Falsches sagen könnte, etwas Verletzendes, etwas, was mein Andenken an sie dauerhaft beschädigen würde.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle zwei Dinge erwähnen. Zum einen: Meine Grossmutter war demenzkrank. Dass sie verwirrende oder irritierende Dinge von sich gab, kam daher öfters vor. Als mein Bruder und meine Mutter sie ein paar Monate zuvor zusammen besucht hatten, hatte sie meine Mutter gefragt, wer denn der charmante junge Herr an ihrer Seite sei und ob Mutter gar plane, ein zweites Mal zu heiraten. Es war auch schon einige Male vorgekommen, dass ich nicht sicher war, ob sie mich wirklich erkannt hatte, und meine Familie hatte mich vorgewarnt, dass sie bei den letzten Besuchen, an denen ich gefehlt hatte, gar niemanden mehr erkannt hatte.

Der zweite Punkt: Meine Grossmutter war eigentlich meine Adoptiv-Grossmutter. Ich bin der Sohn einer weissen Amerikanerin und eines Afroamerikaners und wurde als Kind von einem Schweizer Paar adoptiert. Und weit mehr als die Demenz meiner Grossmutter, mit der ich mich über die Jahre mehr oder weniger zu arrangieren gelernt hatte, hatte meine plötzliche Angst mit dieser Besonderheit in meiner Biografie zu tun: Ich hatte Angst davor, dass meine weisse Grossmutter mich nicht erkennen und etwas Rassistisches über mich sagen würde.

Das mag auf den ersten Blick vielleicht seltsam wirken, denn meine Grossmutter hatte mir eigentlich nie einen Grund für diese Befürchtung gegeben. Als Kind hatte sie mich und meine Geschwister oft gehütet. Wir hatten immer eine herzliche, liebevolle Beziehung zueinander und ich hatte mich ihr immer verbunden gefühlt, selbst als wir uns später nur noch selten gesehen haben. Sie war eine kleine, zierliche Person, belesen, modebewusst, stolz auf ihre schicke Wohnung und durchaus undiplomatisch in der Art, wie sie mit oder über Menschen sprach, aber immer fair. Als Teenager hatte ich zwar öfter das Gefühl, dass sie zu sehr auf Konformität fokussiert war, darauf was «man» tut und was «man» nicht tut, und nicht selten war ihre Vorstellung davon meiner Meinung nach um zehn, zwanzig oder auch dreissig Jahre veraltet. Aber das änderte nichts. Ich hatte sie immer sehr geliebt und sie mich, glaube ich, auch.

Aber wer weiss, dachte ich, während ich auf die kahle, zersiedelte Winterlandschaft blickte, die am Zugfenster vorbeizog. Man sieht nicht in die Köpfe der Menschen hinein. Auch nicht, wenn man sie zu kennen glaubt. Ich habe schon Tanten aus der eigenen Familie erlebt, die deutlich jünger als meine Grossmutter sind und sich aus dem Nichts darüber ausgelassen haben, dass «die Tamilen» in der Wohnung über ihrer nun mal stinken und von Natur aus lauter und fauler als «wir Europäer» seien. Oder nette langjährige Arbeitskolleginnen, die über die neue Putzhilfe im Betrieb Dinge gesagt haben wie: «Ich habe ja nichts gegen Schwarze, aber ich hoffe schon, dass es dann auch sauber wird, wenn die putzt.» Diese Menschen haben sich mir gegenüber nie herablassend oder beleidigend verhalten. Und doch komme ich nicht umhin, mich im Umgang mit ihnen immer wieder mal zu fragen: Was denken sie über mich, was sie mir nicht ins Gesicht sagen? Sehen sie das Nichtvorhandensein meiner Karriere als Rassenmerkmal an, als typisch schwarze Faulheit (obwohl sie selbst nicht mehr als ich erreicht haben)? Können sie mich als gleichwertig akzeptieren? Als Chef? Können sie mich von Gleich zu Gleich lieben? Oder liebt mich meine Tante eher so, wie man einen netten, aber eben doch recht unmenschlichen Hund liebt?

Was bei Grossmutter hinzukam: Sie war in einer völlig anderen Zeit aufgewachsen. Während ihrer Kindheit hatten rassistische Mörder all unsere Nachbarländer regiert. Ein bisschen rassistisch zu sein, gehörte damals auch in der Schweiz durchaus zum guten Ton. Und das nicht nur während des Zweiten Weltkriegs. Die meiste Zeit ihres Lebens hatte sie in einer Gesellschaft gelebt, in der es nicht nur salonfähig, sondern normal gewesen war, die Qualität eines Menschen als Erstes an seiner Hautfarbe festzumachen, all seine Eigenschaften mit seiner Hautfarbe zu begründen. Man machte hierzulande noch bis in die 90er-Jahre mit dem Apartheid-Regime in Südafrika Geschäfte, weil man offenbar der Meinung war, dass dieses eben doch eine gewisse Daseinsberechtigung habe.

Wer konnte da schon sagen, ob Grossmutter unter all den schönen Erinnerungen, die sie mit mir teilte und die sie mit mir verbanden, nicht die gleichen Vorbehalte gegenüber mir als Mensch hatte, die rund um sie herum fast immer normal gewesen waren? Die Idee, dass

Menschen, je nachdem, wie sie aussehen, verschiedene Eigenschaften haben und unterschiedliche Behandlungen verdienen, die Überzeugung, in mir mit einem Menschen zweiter Klasse zu tun zu haben: War es nicht sogar wahrscheinlich, dass sie dieses Denken mit sich herumtrug? Und war nicht gerade in den letzten Jahren klar geworden, wie viel Zulauf jene Politiker noch immer erhalten, die quasi mit dem Versprechen antreten, diesen Überzeugungen wieder zu ihrer alten Dominanz zu verhelfen?

Als ich im Pflegeheim ankam, war Grossmutters Zustand noch schlechter, als ich befürchtet hatte. Die Pflegerin, die sich zusammen mit meiner Mutter gerade in dem Zimmer aufhielt, als ich es betrat, wiederholte für mich, was sie meiner Mutter schon gesagt hatte: dass Grossmutter seit Tagen kaum noch ansprechbar ist. Sie liess durchblicken, dass es eher eine Frage von Tagen als von Wochen war, bis sie sterben würde.

Fast während meines ganzen Besuchs lag Grossmutter auf dem Bett und schlief. Ihr Gesicht war eingefallen, wächsern; es glich eher einer Totenmaske als dem Antlitz einer Lebenden. In den drei Momenten, in denen sie aufwachte, war sie desorientiert. Es war klar, dass sie nicht wusste, wo (oder wer oder wann) sie war. Sie erkannte weder die Pflegerin noch meine Mutter noch mich. Zweimal machte sie Anstalten, aufzustehen und nachdem sie es mit unserer Hilfe getan hatte, suchte sie auf meinen Ellbogen gestützt etwas, das sich scheinbar in ihrem Bücherregal befand, aber bald wusste sie offensichtlich nicht mehr, was es gewesen war oder konnte es uns nicht sagen. Sie, die einmal so wortgewandt gewesen war, konnte sich nur noch in zusammenhangslos und kaum verständlichen gemurmelten Wortfetzen mitteilen.

Als sie zum dritten Mal aufwachte, hatte ich schon Anstalten gemacht, wieder zu gehen. Sie setzte sich auf und blickte mit dem gleich vakanten Blick um sich wie zuvor. Auf das hydraulisch verstellbare Krankenhausbett, das ihr früher ein Graus gewesen wäre und auf dem sie jetzt lag, auf das Zimmer, das noch immer nicht ihres war, obwohl es mit allem vollgestellt war, was aus ihrer Wohnung übriggeblieben war. Auf meine Mutter. Alles mit dem gleichen stumpfen Blick.

Dann fiel ihr Blick auf mich. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, als versuche sie, sich an etwas zu erinnern. Sie hob den Zeigefinger, zeigte auf mich, murmelte etwas, das fast wie mein Name klang, und in ihren Augen konnte ich sehen, dass sie mich, wahrscheinlich, erkannte. Denn ich konnte in ihrem Blick noch etwas sehen: Eine wache, tiefe, umarmende, bedingungslose Liebe. Sie hielt den Augenkontakt lange, vielleicht im Bewusstsein, dass sie nichts mehr sagen konnte, dass das ihr einziger Weg war, zu kommunizieren. Dann lehnte sie sich zurück, lächelte ein verschmitztes Lächeln und schlief wieder ein. Als sie eine halbe Stunde später immer noch schlief, nahm ich ein letztes Mal Abschied von ihr und ging.

Auf der Heimfahrt im Zug versuchte ich, die Trauer beiseite zu schieben, obwohl sie mich würgte, zumindest, bis ich an einem privateren Ort war. Was sich aber nicht beiseiteschieben liess, war die Erkenntnis, dass ich Grossmutter Unrecht getan hatte. Sie hatte, im Gegensatz zu mir, weit darübergestanden, sich mit Äusserlichkeiten aufzuhalten.

Wenn ich heute Bilder von wütenden Demonstrationen sehe, von brennenden Polizeiwachen und vor allem immer wieder Aufnahmen von mordenden US-Polizisten, die ihrer Klientel längst jede Menschlichkeit abgesprochen haben müssen, hilft es mir, an den Blick zu denken, den meine Grossmutter mir als Letztes mitgegeben hat. Er hält den wütenden, empörten, zu Hass bereiten Teil von mir davon ab, zu denken, dass «die Weissen» insgeheim alle so sind. In gewisser Weise versöhnt er dadurch zwei Teile eines nie ganz zusammengewachsenen Amerikas miteinander, die ich durch meine Biografie nun mal beide mit mir herumtrage.

Daniel Meister, 1982, arbeitet bei der Zürcher Radioschule klipp+klang und schreibt für verschiedene Medien über Literatur, afroamerikanische Musik und Rap.

grösser grandioser geiler

Alex Hanimann
Almira Medaric
Andrea G. Corciulo
Andrea Vogel
Andri Stadler
Andy Guhl
Andy Storchenegger
Anita Zimmermann
Beatrice Dörig
Christian Hörler
Christoph Rütimann
Cecile Hummel
CKÖ
Co Gründler
Elisabeth Nembrini
Erna Hürzeler
Ernst Thoma
Fridolin Schoch
Germann/Lorenzi
Heike Müller
Herbert Weber
Isabelle Krieg
Josef Felix Müller
Judit Villiger
Karin K. Bühler
Kilian Rüthemann
Lutz&Guggisberg
Marianne Rinderknecht
Mirjam Kradolfer
Monika Sennhauser
Olga Titus
Othmar Eder
Rahel Müller
Roland Iselin
Rolf Graf
Sarah Hugentobler
Simone Kappeler
Stefan Rohner
steffenschöni
Sonja Rüegg
Teresa Peverelli
Thomas Stüssi
Timo Müller
Ursula Palla
Ute Klein
Victorine Müller
Vinzenz Meyner
Werner Widmer

geiler block

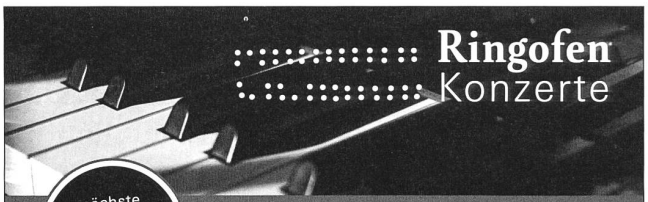
ein Projekt von Leila Bock
48 Einzelwelten | Schnörkel | Führungen

8.–30. August 2020
FR/SA/SO – immer 10:00 bis 22:00
Weitegasse 6, 9320 Arbon

Eröffnung:
Freitag, 7. August 2020, 18:00

www.leilabock.ch

Unterstützt durch:
ZIK Immo Arbon | Kanton St. Gallen Lotteriefonds
Kulturstiftung des Kantons Thurgau | ProLitteris
Stadt St. Gallen | Arnold Billwiller Stiftung
Stiftung Ostschweizer Kunstschaffen
Gitta Herford Stiftung | KB Jubiläums Stiftung
Lienhard Stiftung | Kulturpool Oberthurgau



Ringofen Konzerte

nächste Konzerte – Saison 2020

«Aufbruch und neue Wege»

Freitag, 3. Juli · 20 Uhr

Nora Chastain und Friedemann Rieger

Happy Birthday! – Beethoven · Fauré

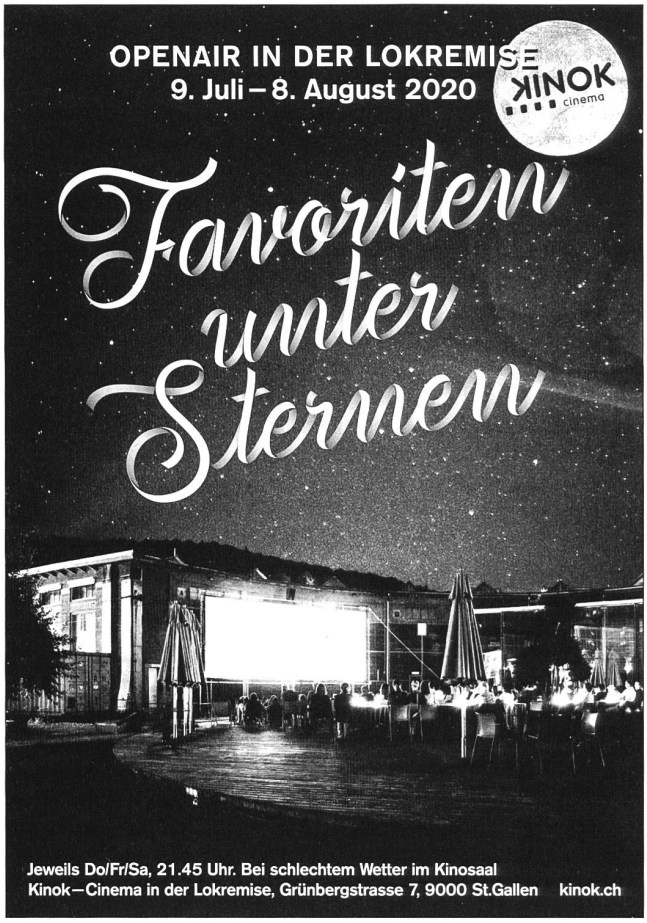
Freitag, 7. August · 20 Uhr

Colores Trio

Soirée Française – Messiaen · Milhaud
Ravel · Debussy · Saint-Saëns

Freitag, 4. September · 20 Uhr

G. Apap · M. Lafargue
P. Noharet · L. Kovac

The Colors of Invention

Die Ringofenkonzerte sind ein Angebot der Heinrich Gebert Kulturstiftung.
Kunsthalle Ziegelhütte · Ziegeleistrasse 14 · 9050 Appenzell
071 788 18 60 · info@kunsthalleziegelhuette.ch · kunsthalleziegelhuette.ch